

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336074](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336074)

gebracht. Die Bücher, die er hinterlassen, sind den Herrn von Staufen, in deren Herrschaft er gestorben ist, übergeben worden.

Im Jahre 1550 hat man das Wodansheer zu Meßkirch gehört. Es fuhr in einer Herbstnacht nach zehn Uhr vor dem Bannholz mit großem Ungestüm über die Ablach auf Mönchsgereut zu, und als es eine gute Weile dort umhergetobt, kam es die Herdgasse herunter, dann neben dem Siechenhaus und Unserer Frauen Kirche über die Ablachbrücke, dem Bach nach an die Stadt und die Katzenstiege hinauf mit wunderbarlichem Getöse, lautem Geschrei, Klingeln und einem großen Sturm, der es trieb. Dann fuhr es, wie die Wächter auf dem Turm und andere in der Stadt wohl hörten, aber der Finsternis wegen nicht sehen konnten, dem Hårdtlin zu, durch dieses hindurch und neben Rohrdorf in die Hardt. In der Nacht ist es noch bis Veringen an der Lauchard gekommen. Als es durch den Ort fuhr, etwa um zwölf Uhr nachts, ging zufällig ein Wächter mit Namen Hans Drescher auf der Gasse, der wollte die Stunden ausrufen. Indem ging das Getöse an und kam vom Schloß herunter. Da schrie ihn auf dem Markt einer an: „Manno, Manno!“ Der gute Wächter fürchtete sich und merkte wohl, daß es nicht mit rechten Dingen zuging; darum wollte er nicht gleich Antwort geben und kommen. Der andere trieb das Schreien und Rufen doch so lange, bis der Wächter zuletzt hinging. Da fand er einen furchterregenden Mann, wie ein Kriegsmann gekleidet; dem war das Haupt bis an den Hals in zwei Teile gespalten, deren einer auf der Achsel lag. Der wunde Mann oder das Gespenst bat den Wächter, er solle ihm den Kopf wieder zusammenbinden, damit er dem anderen Haufen nachfolgen könne, und dabei zog er ein Handtuch aus dem Wams oder Ärmel, womit der Wächter ihn verbinden solle. Der ist aber ganz erschrocken und entschuldigte sich, er könne ihn nicht verbinden, das sei nicht sein Handwerk, aber er wolle ihm gerne einen Barbier holen, damit wollte er von ihm loskommen. Der andere ließ es aber nicht zu, so daß der Wächter ihn zuletzt verbinden mußte. Inzwischen erzählte er dem Wächter, er sei von Veringen gebürtig, in einer Schlacht sei ihm das Haupt gespalten worden, jetzt fahre er mit dem Wodansheere. Er dankte ihm für das Verbinden und sprach, der Wächter solle ihm nicht nachsehen; denn sonst würde ihm daheim nicht glücklich ergehen. Damit schieden sie voneinander. Ich weiß nicht, ob der Wächter ihm doch nachgesehen hat; er ging heim, ward krank und legte sich nieder. Ganze sechzehn Wochen mußte er zu Bett liegen, inzwischen redete er weder wenig noch viel. Das ist also gewiß geschehen und der Wächter lebt noch in Veringen.

### D' Zähn

„O Bäsli, Bäsli,“ sait 's klei Len,

„Hähä, wia butsch du dini Zähn?“

„Eh,“ mient sie, „was git 's do denn z'lache?“

Ich mach 's, wia 's denkwohl alli mache.“

„Jo, des,“ sait 's Len, „des isch nit wohr.“

D' Großmueder g'heit sie in 's Lavor.“

August Ganther



# Ein Mann gegen 52 Tonnen

//-Kriegsberichter Willi Dißmann



In jener nächtlichen Stunde, da ich ihn kennenlernte, war er nicht der „gepanzerte“ Spähtruppführer. Nur eine Pistole und Sprengstoff trug er mit sich, so daß ich ihn allein an seiner schwarzen Uniform als Panzermann erkannte.

Er hatte in dieser Nacht, in der die Aufklärungsabteilung unserer SS.-Division in kühnem Vorstoß, viele Kilometer weit, im Rücken der Stalinlinie, in feindliches Gebiet eingedrungen war, mit seinem kleinen Panzerspähwagen Spitze gefahren und war — in der Dunkelheit der Nacht nur die silhouettenhaften Umrissse alles Gegenständlichen erkennend — plötzlich auf einen feindlichen 52-Tonnen-Riesenpanzer gestoßen, der uns — ein fahrender Bunker auf der Landstraße — den Weg und damit unseren Vormarsch versperren wollte. Er hatte schnell erkannt, daß er mit der leichten Bestückung seines kleinen Panzerspähs gegen das riesige Ungetüm nichts ausrichten konnte. So war er aus seinem Wagen geklettert und pirschte sich, allein mit der Sprengladung bewaffnet, an den Panzer, der wütend sein Feuer ausspie und die Kolonne gefährdete, er kroch wie ein Großwildjäger an einen tollwütigen Elefanten heran.

Ich lag im nassen Gras an einer Böschung und sah, wie sich ein kleiner, dunkler Punkt durch das Kleefeld von der Seite an einen dunklen Koloß heranschlich, schreckte auf einmal von einer mächtigen Detonation auf, um dann beruhigt aufzuatmen, als der Panzer bei einem neuen Versuch, anzufahren, nicht mehr vorwärts konnte. Durch die Sprengung waren seine Raupenketten zerstört worden.

So war durch das entschlossene Handeln eines Spähtruppführers die größte Gefahr gebannt. Er kam zurück, und ich sah im flackernden Schein eines brennenden Munitionswagens ein lachendes, junges Gesicht. Der Sowjetpanzer war aber noch nicht endgültig erledigt, und so erklärte er sich gegenüber dem Kommandeur dazu bereit, nochmals an den 52-Tonner heranzugehen.

In jener Nacht hat dieser junge //-Untersturmführer stille Bewunderung und aufrichtige Anerkennung seiner schneidigen Tat in uns hervorgerufen. Und jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, wie er mit seinem schwarzen Krätzchen oben aus dem Panzerspähwagen herauslugte, mit dem er Tag für Tag seinen Spähtrupp gegen den Feind fuhr, dann mußte ich an den Riesenpanzer von Optschka zurückdenken.



# FRONT- WEIHNACHTEN

Von Leutnant Erich Zimmermann

Es ist eigentlich nichts Weltbewegendes an unserem Wald. Aber es ist ein Wald, ein kahler Wald mit knorrigen Eichen, mit einem tief eingeschnittenen Bachlauf, mit Falten, Runzen und Mulden. Und doch hat dieser Wald hier im Industriegebiet des Donezbeckens etwas Besonderes. Er ist uns Heimat geworden, seit Wochen schon. Und er erinnert irgendwie an daheim.

Wenn man am Rande des Wäldchens steht, geht es noch ein kurzes Stück bergan. Dort warnen die Tafeln: Halt, vom Feind eingesehen. Oben, am Grat des Hanges, wo der nackte Fels aus der Grasnarbe wächst, sind die Löcher unserer Beobachtungsposten, in nächtlicher Arbeit tief ins Urgestein gesprengt. Von dort bietet sich ein weiter Blick ins feindliche Land.

Der kleine Flußlauf im Grund trennt uns fein säuberlich von den Sowjets. Die Natur hat hier klare Grenzen geschaffen. Tiefer Friede wäre über dem winterschlafenden Land, wenn die feierliche Ruhe nicht von Zeit zu Zeit durch das Hämmern eines Maschinengewehrs, durch das tiefe Wummern eines Abschusses oder das Heulen und Krachen eines Einschlages hüben oder drüben unterbrochen würde.

Es ist eigentlich nicht viel los auf unserer B-Stelle. Und doch ist immer etwas in der Luft, etwas Unsagbares, Unbekanntes, etwas Feindliches. Ab und zu sieht man am Ende des riesigen Maisfeldes dort drüben schleichende Gestalten verschwinden. Weiter zurück, fast schon am Horizont, tauchen bisweilen einige Fahrzeuge auf und versickern wieder irgendwo. Aus der Balka, einer weitverästelten Schlucht weiter links, spucken die sowjetischen Granatwerfer immer wieder herüber. Jäh und grausam eindringlich zerstören sie die Illusion des Friedens. Noch weiter links, auch über dem Bach, fangen die ersten Häuser von N. an. Dieses dick besetzte Nest ist immer wieder das Ziel unserer Artillerie. Ganz im Norden schimmert an klaren Tagen eine große Stadt zu uns herauf. Mächtige Bauten, Fabriken und riesige Kohlenhalden wachsen aus diesem Häusergewirr. Durchs Glas sieht sich das alles an wie niedliches Kinderspielzeug.

Ein eisiger Wind fegt heute von Norden her über unsere B-Stelle. 26 Grad zeigt das Thermometer. Das ist kein Wetter mehr für einen frisch-fröhlichen Bewegungskrieg. Tief ver mummt stehen die Posten in ihren Löchern, unbeweglich. Sie gleichen kaum Lebewesen. Nur die Augen und die Nasenspitze lassen den Menschen ahnen.

's ist Sonntagmorgen. Vom Dorf unten müßten jetzt eigentlich die Kirchenglocken den 2. Advent einläuten. Aber wo gibt es hier im weiten Osten Kirchen, wo feierliches Glockenläuten? Wie lange ist das überhaupt schon her, daß wir



zum letztenmal sonntägliches Glockenläuten hörten? Was wissen wir überhaupt, daß Sonntag ist? Advent. Und diese friedlose Welt sieht mit ihrer leichten Schneedecke so wundervoll weihnachtlich aus.

Hinten im Wald, der Feindsicht entzogen, hausen unsere Jäger. Tief haben sie sich im Erdreich verkrümelnt. Da und dort steigt aus den Erdaufwürfen bläulich dünner Rauch und zeigt an, daß hier Menschen hausen, den Urbewohnern gleich. Bärtige Männer, knorrig und trotzig wie die Eichen ringsum, bevölkern diese merkwürdige Siedlung. Emsiges Leben ist hier im Wald. Da fallen Bäume, Holz wird gesägt, Munition wird geschleppt, Verpflegung wird angebracht, jeder hat sein Tun und es bedarf keines Befehls.

Sechs, acht Mann pickeln dort drüben verbissen auf das tief gefrorene Erdreich ein. „Das gibt unseren Gemeinschaftsbunker“, heißt's froh, „da drin feiern wir Weihnachten.“ Das sagen die Jäger so feierlich, wie wenn von diesem Bunker ihr ganzes Seelenheil abhinge.



Der Feldpostbrief



Wir feiern Weihnacht!

Was sind doch unsere Jäger für Kerle! Mit dem Tod stehen sie auf du und du, zehnmal, noch viel öfters haben sie ihm ins Auge gesehen, Granaten heulten um sie, zerbarsten bei ihnen, MG.-Garben pfiffen, Querschläger surrten, Kameraden blieben neben ihnen auf der Walstatt liegen. Das sollen diese mordenden, brennenden, raubenden Nazibanden sein? Diese Jäger mit den Kinderherzen, die da so andächtig sagen: „Wir feiern Weihnacht!“

Heiliger Abend. Zufrieden werden sie in ihrem neuen Bunker sitzen, den sie niemand bauen hieß. Rund um die mit rohen Eichenstämmen verschalte Wand sitzen sie, die badisch-württembergischen Gebirgsjäger, und feiern Weihnachten, wie sie es von Kindesbeinen an nicht anders gewöhnt sind.

Keine Tanne grünt im feindlichen Land. Und doch steht auf dem roh gezimmerten Tisch ein Weihnachtsbaum. Sie haben es gelernt, sich zu helfen. In manchem Päckchen war ein Tannenreis, ein Adventskranz. Dies Grün haben sie an einem dünnen Strauch mit viel Kunst und noch mehr Liebe befestigt. Jetzt glänzen Lichter an diesem Wunderbaum und im offenen Kamin des Bunkers knistern die groben Eichklötze und strahlen Wärme und wohlige Behaglichkeit aus.

Und während die Weihnachtspäckchen geöffnet werden, die bis zu diesem Abend wohlbehütet, betastet, beschnuppert, begutachtet und hundertmal herumgedreht wurden, wandern die Gedanken heimwärts. Über die Weite der Nogaischen Steppe wandern sie, über den Dnjepr, den Bug, den Dnjester und San eilen sie und machen irgendwo halt. Dort, wo sich um den Lichterbaum heute die Frau, die Kinder, die Braut, die Eltern und Geschwister scharen, machen sie halt, dort verweilen sie.

Ein Gefühl der Verbundenheit überkommt die rauhen, kriegsharten Jäger. Es ist die Verbundenheit mit den Ihren, mit der Heimat. Und sie erkennen klarer als je, warum sie hier sind, daß sie hier sein müssen, damit die daheim ungetrübt ihren Heiligen Abend feiern dürfen.

So sitzen sie da, die auf Gedeih und Verderb miteinander verschworenen Waffengesellen mit dem Edelweiß. Im milden Licht der Kerzen sehen sie sich alle irgendwie ähnlich. Der Krieg hat diese Gesichter so geprägt. Merkwürdig wortkarg sind sie heute, die Jäger, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Und die Gespräche, die durch den kleinen Raum huschen, fangen fast alle an: „Wißt ihr noch, damals . . .“ Die Erinnerung schleicht sich durch die niedrige Bunkertür und unsichtbar sitzen plötzlich die Kameraden unter ihnen, die irgendwo im weiten Raum des Ostens ihren letzten Schlaf tun, die in irgend einem Lazarett ihre Wunden heilen.

Das sind die Gedanken unserer Jäger am Heiligen Abend. Draußen über den Stellungen wandert die stille Nacht. Die Posten stehen dort, starren in das Dunkel und horchen auf die Geräusche der einsamen Weihnacht. Eine Leucht-kugel geistert kometenhaft über das Vorgelände. Das Weihnachtsfest dieser namenlosen Jäger ist Dienst, ist Pflichterfüllung. Ihre Aufmerksamkeit ist am Feind, ihre Gedanken sind bei den Kameraden im Bunker und ihr stiller Weihnachtsgruß auf einsamem Vorposten gilt am Heiligen Abend der Heimat.